

Wilhelm Gräß

Kirchliche Bildungsarbeit als Anstoß zu individueller religiöser Selbstbildung

1. Kirchliches Mitgliedschaftsverhalten

Die vierte EKD-Mitgliedschaftsuntersuchung, die in 2002 durchgeführt wurde,¹ hat es erneut belegt: Die Verbundenheit mit der Evangelischen Kirche beschränkt sich für die meisten Kirchenmitglieder auf die durch Taufe und Konfirmation konstituierte formelle Zugehörigkeit zur Institution. Energische Bindungsverpflichtungen folgen aus der Sicht der Mehrheit der evangelischen Kirchenmitglieder nicht direkt aus ihrer formell geregelten und vorwiegend im Zusammenhang der Kasualien praktizierten Kirchenzugehörigkeit. Im Gegenteil, was die inhaltlichen Fragen des religiösen Glaubens und der christlichen Lebensführung anbelangt, ist ein starkes Autonomiebewusstsein festzustellen. Die überwiegende Mehrheit der Kirchenmitglieder will von der Kirche nicht belehrt werden, sondern legt Wert darauf, sich über Religion, Moral und Politik ein eigenes Urteil und einen eigenen Standpunkt bilden zu dürfen.

Kennzeichnendes Merkmal des protestantischen Bewusstseins ist die Distanz gegenüber doktrinalen Zumutungen der Kirche, dann jedenfalls, sofern sie beansprucht, in dasjenige, was die Menschen religiös glauben und wie sie leben wollen, regulierend eingreifen zu können. So sehr man im Grundsätzlichen mit den Sinngrundierungen und Werthorizonten, für die die Kirche steht, sich in Übereinstimmung wissen möchte, so sehr will man als evangelischer Christ sein Leben aus eigener Einsicht führen und sich in den Fragen des Glaubens bzw. der religiös-weltanschaulichen Orientierung eine eigene Auffassung und ein eigenes Urteil bilden. Das Kirchenmitgliedschaftsverhalten scheint jedenfalls konturenscharf durch einen ethisch-religiösen Individualismus gekennzeichnet.²

Eine für das kirchliche Handeln im allgemeinen, für die kirchliche Bildungsarbeit im besonderen enorm wichtige Frage ist daher, wie auf diesen ethisch-religiösen Individualismus angemessen zu reagieren ist. Sie soll im Folgenden dahingehend beantwortet werden, dass der ethisch-religiöse Individualismus in

1 Vgl. Kirchenamt der EKD (Hg.), *Weltsichten, Kirchenbindung, Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Hannover 2003. – Wolfgang Huber / Johannes Friedrich / Peter Steinacker (Hg.), *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Gütersloh 2006.

2 Vgl. Kirchenamt (wie Anm. 1), S. 19.

der Evangelischen Kirche sowohl aus theologischen wie aus pragmatischen Gründen nicht negativ qualifiziert werden sollte. Er ist vielmehr anzuerkennen und in der kirchlichen Bildungsarbeit auf kompetente Weise zu fördern.

2. Individuenreligion und Angebotskirche

Die in der modernen Kultur dominierende Individuenreligion verhält sich zu den kirchlichen Angeboten und gemeindlichen Zugehörigkeiten zunächst einmal distanziert kritisch. Die religiösen Individualisten suchen und finden freilich auch Anschluss an Kirche und Gemeinde, wenn die Lebenssituation es nahe legt und das kirchliche Angebot zusagt. Sie wollen die Wahl haben, wenn es um Bildungsangebote und Gemeinschaftszugehörigkeiten geht. In der Ausrichtung der kirchlichen Bildungsarbeit käme es deshalb darauf an, dass sie sich den Interessen der Menschen öffnet. Nur im Dialog mit andern können Individuen ihre Selbst- und Weltauffassungen verstehen lernen und die normativen Selbstverpflichtungen klären, die sich aus den je eigenen Sinneinstellungen und Wertorientierungen ergeben.

So ist es heute im Grunde die große Chance kirchlicher Bildungsarbeit, dass sie die von jedem Einzelnen selbst zu leistende Sinnbildung kommunikativ vernetzen kann. Es ist dem Bekenntnis der religiösen Individualisten, wonach das Leben nur dann einen Sinn hat, wenn man ihm selber einen Sinn gibt, nicht schlicht zu widersprechen. Diesem Bekenntnis zum Selbstaufbau des Lebenssinns ist zunächst einmal statt zu geben, so dass in religiöser Kommunikation die Einsicht entstehen kann, dass die konstruktive Arbeit am Lebenssinn eine transzendente Sinnganzheit immer schon in Anspruch nimmt, für die »Gott« der angemessene Name ist. Dann lässt sich der religiöse Individualist auf Kirche und Gemeinde ein, wenn er sich dort nicht bevormundet und auf Bindungsverpflichtungen verwiesen sieht, sondern in seinen Fragen, seiner Suche, in seiner Sinnfindung Ernst genommen und verstanden fühlt. Das eben belegt die Attraktivität der kirchlichen Kasualpraxis. Dort findet man sich sinndeutend auf elementare Lebensfragen angesprochen.

Wer an der Zugehörigkeit zur Kirche bewusst festhält (und deshalb Kirchensteuer zahlt), weiß, dass er den Rat anderer manchmal gut gebrauchen kann, aber nicht im Stile normativer Vorhaltungen, sondern als Anstoß zur Reflexion individuellen Sinnaufbaus und individueller Selbstverantwortung. Demnach hat sich kirchliche Bildungsarbeit weder begründend noch normierend auf die Religion und Moral der Individuen zu beziehen. Sie lässt diese vielmehr deren eigene Angelegenheit sein und versucht, die Fähigkeit der Individuen zur Kommunikation ihrer eigenen religiöser Überzeugungen und moralischen Einstellungen zu steigern. Kirchliche Bildungsarbeit kann die Individuen in ihrer Selbstbesinnung stärken, zur Selbstbestimmung befähigen, will dann aber nicht von der je eigenen, individuellen Einsicht in die Gründe, Normen und Zwecke des Handelns entlasten.

3. Möglichkeitsräume religiöser Selbstbildung

Kirchliche Bildungsarbeit in Gemeinden ebenso wie in Schulen und Akademien, die sich auf die zeitgenössische Individuenreligion konstruktiv einlässt, denkt selbst vom ethisch-religiösen Bewusstsein der Individuen her. Sie sieht ihre Aufgabe darin, möglichst attraktive Angebote zu entwickeln, die die Individuen zum Zweck ihrer ethisch-religiösen Selbstbildung nutzen können. Deshalb stellt sie keinen Bildungskanon auf, definiert sie keine Bildungsstandards, legt sie nicht einmal zu erwerbende Kompetenzen, Fähigkeiten und Fertigkeiten fest. Sie stellt sich vielmehr als ein kultureller Ort dar, an dem die Individuen, die die Subjekte ihrer Lebensgeschichte und ihrer Lebensentwürfe sind, Gelegenheit haben, selbst die Themen vorzubringen bzw. sich selbst zum Thema zu machen.

Mit den Individuen stehen ja die institutionellen, kulturellen, politischen, religiösen und kirchlichen Kontexte zugleich im Raum. Die Individuen bringen zwangsläufig diejenigen Fragen mit, die es in religiöser, ethischer, politischer, ästhetischer usw. Hinsicht zu klären gilt. Die thematischen Vorgaben, die kirchliche Bildungsarbeit in Gemeinden, Schulen und Akademien macht, können daher alle gegenwartsrelevanten religiösen, ethischen, politischen, ästhetischen usw. Themen einbeziehen. Sie sollten darauf zielen, Bibel und Literatur, Kunst und Kino, die aktuellen Fragen aus Wissenschaft und Politik zu kommunikativen Gehalten für die ethisch-religiöse Selbstbildung der Individuen werden zu lassen.

Bildung, so hat jüngst der Bonner Erziehungswissenschaftler Volker Ladenthin vorgeschlagen, stellt einen »Integrationsbegriff für pädagogisches Handeln«³ dar. Der Bildungsbegriff greift auf eine Lebenstotalität aus, die so in der differenzierten modernen Gesellschaft nicht gegeben, durch Wissenschaft und Technik, Schulung und Ausbildung auch nicht vermittelt werden kann. Bildung korrespondiert darin der Religion, dass sie ein an die individuelle Subjektivität gebundenes Sich-Verhalten zur transempirischen Ganzheit des Lebens intendiert. Bildung ist die Weise, mit der Individuen sich selbst den Sinn des Ganzen erschließen, der in der Religion geglaubt wird. Dennoch stehen Religion und Bildung ganz und gar nicht in einem Spannungsverhältnis. Durch Bildung kommt es vielmehr recht eigentlich erst zur Realisierung des religiösen Verhältnisses am Ort der Individuen – zum ›Wissen‹ des Glaubens um seinen Inhalt – und damit auch zur bewussten Aneignung des absoluten Sinns, den das Leben im religiösen Glauben gewinnen kann. Wie bei der Religion geht es jedenfalls auch bei der Bildung um das Individuum in der Sinnanzheit seines Lebens. Nur Individuen können an Gott als den Sinn des Ganzen glauben und nur Individuen können sich in ein bewusstes

3 Vgl. Volker Ladenthin, Was ist »Bildung«? Systematische Überlegungen zu einem aktuellen Begriff, in: *Evangelische Theologie* 63/2003, S. 237–260, S. 241. – Vgl. auch ders., *Ethik und Bildung in der modernen Gesellschaft*, Würzburg 2002. – Dieter Benner, *Allgemeine Pädagogik. Eine systematisch-problemgeschichtliche Einführung in die Grundstruktur pädagogischen Denkens und Handelns*, Weinheim/München 2001 (4., völlig neu bearbeitete Auflage), S. 129ff.

Selbstverhältnis zum Sinn des Ganzen bringen und d.h. sich bilden. Sofern diese Bildung keine Halbbildung bleibt, sondern zu einer bewussten Auffassung vom Ganzen der Wirklichkeit sowie der eigenen Stellung und Bestimmung in ihm führt, umgreift sie konstitutiv die religiöse Dimension menschlichen Lebens.

So gefährlich der Religion die Vergegenständlichung ihrer Glaubensinhalte werden kann, weil sie deren rein geistige Wirklichkeit verdunkelt, so riskant ist für die Bildung die Verwechslung mit dem Wissen und Können von möglichst Vielem oder gar von allem. Vor allem religiöse Selbstbildung wird konkret nur als Persönlichkeitsbildung. Sie hat mit Ausbildung im Sinne von Qualifikation und Kompetenzerwerb nur wenig zu tun. Gerade in der hochgradig funktionalisierten, bereichsspezifische Kompetenzen fordernden modernen Kultur ist für die Individuen zwar auch eine gute Ausbildung wichtig. Angesichts schnell wechselnder, sich dynamisch wandelnder Berufsanforderungen braucht es jedoch noch sehr viel dringender die Bildung der Individuen in Gestalt der Persönlichkeitsbildung und damit eben Chancen für eine ganzheitliche, ethisch-religiöse Selbstbildung. Da ethisch-religiöse Selbstbildung eine sich zum Ganzen der Wirklichkeit verhaltende Sinneinstellung ermöglicht, liegt in ihr die Dynamik des Gewinns einer sich dem Ganzen auf verantwortliche Weise stellenden, weltanschaulich orientierten Handlungsfähigkeit.

Religiöse Bildungsprozesse in Gemeinden, Schulen und Akademien, in der Arbeit mit Kindern, Schülern und Erwachsenen stehen insofern unter hohen Anforderungen. Es gilt die traditionellen Inhalte christlicher Lehre, wie sie mit Bibel und Bekenntnis gegeben sind, zu tradieren und d. h. dem Verstehen zu vergegenwärtigen. Zugleich sind diese Inhalte so mit den ethisch-religiösen Lebensfragen der Gegenwart zu kontaktieren, dass sie zu attraktiven Medien in der ethisch-religiösen Selbstbildung der Individuen werden können. Dann trägt kirchliche Bildungsarbeit entscheidend zur Personwerdung der Person, zur »Menschwerdung des Menschen«⁴ bei.

4. Religiöse Bildung und kirchliche Bindung

Kirchliche Bildungsarbeit kann, auch wenn sie sich radikal von der Selbstbildung der Individuen her aufbaut, dennoch den Anschluss an die symbolischen Überlieferungen, die Vorstellungs- und Erzählwelten der traditionellen Religionskultur und damit nicht zuletzt an Kirche und Gemeinde erleichtern. Es bleibt zwar dabei, dass religiöse Bildung die Perspektive der Individuen einnehmen sollte, also nicht nach Maßgabe normativer institutioneller Ansprüche verfahren darf. Gerade eine auf religiöse Autonomie zielende religiöse Bildung kann die Individuen jedoch auch in eine stärkere Bindung an die Kirche und die Gemeinde führen. Sie intensiviert diese Bindung an Kirche und Gemeinde dadurch, dass sie

4 So auch Volker Ladenthin (wie Anm. 3).

in der Auseinandersetzung mit den überlieferten Texten, Bildern und Ritualen deutlich werden lässt, wie offen die Kirche für eine freie, kritische, selektive Aneignung und Umformung ihrer tradierten Symbole und Rituale ist.

Was die Kirche zu bieten hat, darf von den Individuen in das breite Spektrum von religiös bzw. ethisch-religiös relevanten Bildungsangeboten eingeordnet werden. Daneben erscheinen auch Elemente anderer Religionen attraktiv. Ebenso kommt das weite Spektrum der ästhetischen Gegenwartskultur in den Blick. Es ist klar, dass auch im Theater und im Kino, im Museum und im Musical die Religions- und Glaubenthemen, die existentiellen Grundfragen menschlichen Lebens erörtert werden.⁵ An allen diesen Kulturorten wird und darf es deshalb auch zu religiösen Bildungserfahrungen kommen. Die Kirche behält dennoch den Vorzug, mit ihren großartigen Räumen, ihren schönen Gottesdiensten und gedanklich anregenden Predigten als attraktiver Ort religiöser Deutungskultur erfahren zu werden. Wenn es in Gemeinden, Schulen und Akademien zu freier religiöser Bildungserfahrung kommt, binden sich sogar die Patchwork-Religiösen wieder stärker an die Kirche und ihre Gemeinde. Es stört dann auch nicht mehr, kann vielmehr erneut interessant erscheinen, dass die Inhalte, die in der Kirche angesprochen werden, in die Symboltraditionen des Christentums hineinführen.

Wenn Individuen erfahren, dass sie in der Kirche mit ihren religiösen Fragen und ihrem Suchen Ernst genommen und verstanden werden, wenn sie merken, dass sie nichts glauben müssen und keine Vorschriften bekommen, sondern zur freien Einsicht in die lebensdienlichen Sinngehalte des Christentums finden können, entwickelt sich auch wieder eine stärkere Bindung an die Kirche. Es kommt zu einer kirchlichen Bindung, die aus der Erfahrung stammt, dass die Kirche auf der Basis ihrer gehaltvollen Deutungstraditionen zugleich ein Ort freier, religiöser Selbstbildung ist.

5. Fokus kirchlicher Bildungsarbeit: Lebensdeutung in Sinnfragen

Es ist eben nicht so, dass die Individuen in der modernen Kultur nicht mehr nach dem Sinn des Ganzen fragen, keine Symbole und Rituale zu dessen kommunikativer Vergegenwärtigung mehr bräuchten. Sie suchen nach dem allem und damit auch nach Religion. Entscheidend geändert hat sich lediglich die Form, in der die Individuen sich einbezogen finden und einbeziehen lassen in die Symbole und Rituale der traditionellen Religionskultur. Der Sinn, der sich erschließt, verlangt heute die individuelle Mitbeteiligung an seinem Zustandekommen, die individuelle Aneignung und damit immer auch Umformung des traditionell Vorgegebenen.

Der christliche Glaube lebt weiterhin von seinen symbolischen Überlieferungen und rituellen Inszenierungen. Er ist in der Evangelischen Kirche aber gerade-

5 Vgl. z.B. den Artikel im Feuilleton der »Süddeutschen Zeitung« vom 14.10.2004: »Vater unser. Glaubens- und Religionsthemen erobern die deutschen Bühnen«.

zu programmatisch auch offen für die konstruktive Mitarbeit an der Darstellung seiner Inhalte und Formen, so dass sie sich gegenwärtig als resonanzfähig erweisen können. Wichtig ist, dass die Individuen sich als die Subjekte der Aneignung und persönlichen Anverwandlung der objektiven Glaubensinhalte akzeptiert und in den ästhetischen Formen der Liturgie des Gottesdienstes akzeptiert finden. Der traditionelle Gottesdienst wird dann in seiner Form freilich nicht mehr alle gleichermaßen ansprechen können. Es müssen ihm andere Formen, die die gegenwartskulturelle (Musik-) Ästhetik integrieren, an die Seite treten.

Nur in der gegenwartsbezogenen Anverwandlung und Umformung der tradierten symbolischen Formen finden diese heute noch Resonanz und Evidenz. Der Glaube bildet sich schließlich, eben in dem, was ihn selbst zu einem Bildungsvorgang macht, aus einem konstruktiven Leisten des religiösen Bewusstseins. Er stellt eine von Transzendenzerfahrungen ausgehende und auf Gott (die biblisch-christlichen Symbolisierung von Transzendenz) ausgreifende Lebensdeutung dar.⁶ Der Glaube vollzieht die Unterscheidung von Endlichem und Unendlichem, Immanenz und Transzendenz, Partikularem und Ganzem, Zufälligem und Notwendigem. Gerade angesichts des Negativen, Ungeheuren, Absurden, Unfasslichen geht dem glaubenden Menschen die immanente, erfahrbare Wirklichkeit nicht im Vorhandenen auf. Es gibt für den Glauben immer noch einmal ein Darüber hinaus. Er lebt im Bewusstsein, dass alle Wirklichkeit auf Gott hin durchsichtig werden kann.

Unter dem Einfluss der genetischen Religionskritik hat der religiöse Glaube sich in seinen konstruktiven Leistungen entdeckt. Das bedroht ihn aber nicht in seiner Wahrheit, trägt vielmehr dazu bei, dass er am Ort dessen, der da glaubt, mit seinen Gehalten auch wirklich überzeugt und sich zu tragfähigen Lebenseinstellungen und Weltauffassungen ausarbeitet. So kann dann deutlich werden, dass die symbolischen Überlieferungen des Christentums mit der Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf, Zeit und Ewigkeit, Sünde und Gnade eine Welt von Vorstellungen eröffnen, in deren Perspektive eine freiere, offenere, eine ebenso sinngewisse wie humane, das menschliche Maß wahrende, in Dankbarkeit und Demut gelebte Lebensdeutung möglich wird.

Das Evangelium ist keine Sache, sondern der Zugang zu dem in Christus gründenden, freiheitsbewussten Existenzwissen, die Eröffnung einer im Gottesverhältnis fundierten Daseinsgewissheit. Deshalb kommt es im Grunde entscheidend darauf an, alle hermeneutisch-theologische und kommunikativ-seelsorgerliche Praxis in Kirche und Gemeinde auf eine solche Bildungsarbeit einzustellen, die Menschen Anstöße gibt zu ihrer Selbstbildung. Dann versucht sie das Evangelium als eine befreiende, der Begleitung Gottes gewisse Lebensdeutung zu kommunizieren.

Allerdings, vielfältige Lebensdeutungen sind immer schon in die gesellschaftliche Kommunikation eingelassen. Sie werden kulturell vermittelt, durch die

6 Vgl. Jörg Lauster, *Religion als Lebensdeutung. Theologische Hermeneutik heute*, Darmstadt 2005.

Medien, in den Familien, Schulen und Gemeinden. Wichtig ist, dass in der Kirche die gesellschaftlich umlaufenden Lebensdeutungen tiefer interpretiert und mit der christlich profilierten Lebensdeutung, dem Evangelium, konfrontiert bzw. in Kontakt gebracht werden. Auch dann aber sollte die Kommunikation des Evangeliums der Form nach eine religiöse Kommunikation darstellen, die dem Zuhören entspringt und eine Dolmetschung der überlieferten Sprache des Christentums in eine Vielfalt differenter Sinnwelten, die oft in keinem direkten Bezug zum Christentum stehen, aber unter Umständen durchaus religiös grundiert sind, zu leisten versucht.

6. Die kirchliche Kasualpraxis als Paradigma kirchlicher Bildungsarbeit

Die Kommunikation des Evangeliums wird in der kirchlichen Praxis vor allem im Zusammenhang der Kasualien in der Form einer Kommunikation lebensgeschichtlicher Sinndeutungen geleistet. Daran könnte sich auch die kirchliche Bildungsarbeit stärker orientieren. Die kirchliche Kasualpraxis fungierte dann gewissermaßen als Paradigma auch für die kirchliche Bildungsarbeit. Wenn an den Übergängen im Lebenslauf ein kirchlicher (Kasual-)Gottesdienst gefeiert wird, dann steht dahinter von Seiten der Gemeindeglieder schließlich in erster Linie der Wunsch, die existentiellen Grunderfahrungen des Lebens in die Sinndeutung des christlichen Glaubens einbezogen zu finden. Die biblische und dogmatische Überlieferung, an der sich auch die kirchliche Kasualpraxis in der Auslegung des christlichen Glaubens zu orientieren hat, will dort jedenfalls so interpretiert sein, dass sie Sinndeutungen bereit stellt, die zur Verarbeitung existentieller Grunderfahrungen menschlichen Lebens helfen. Es gilt, die biblische Botschaft von Gott, seinem schöpferischen, rechtfertigenden und erlösenden Handeln in Jesus Christus als die orientierenden und tragenden Gehalte in der Selbstdeutung christlichen Lebens zu kommunizieren.

Um es am Beispiel der Taufe zu verdeutlichen: Die Taufpredigt wird heute – jedenfalls sofern es sich um eine Kindertaufe handelt – vor allem die Freude und den Dank für das göttliche Geschenk des Lebens zum Ausdruck bringen. Das Grundgefühl der Dankbarkeit, das die Eltern empfinden, will artikuliert sein, aber auch die Ängste vor der Ungewissheit der Zukunft, in die das Kind hineinwächst, die Grenzen, die der elterlichen Fürsorge, dem Planen und Verfügen gesetzt sind. Nicht von der Erbsünde ist zu reden und dass das Taufwasser sie abwäscht. Nicht vom Mitsterben mit Christus und dem Mit-ihm-Auferstehen zu neuem Leben, auch nicht unbedingt von der Kirche als dem Leib Christi, in den das Kind nun mit der Taufe eingegliedert wird, obwohl auf das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu Kirche und Christentum bei der Taufe durchaus zu setzen ist.

Human plausibler ist dennoch zu reden. Der Dank an Gott ist auszusprechen, den Schöpfer des Lebens. Das meint, dass wir uns verhalten können zum Gegebenen des Lebens. Gott hat uns Menschen geschaffen, so bekennt der Glaube, zu seinem Bild. Wir sind ihm also gleich, jeder Mensch, nun auch dieses Kind,

Gottes Kind, mit Christus an Kindes Statt angenommen, unendlich geliebt, von unendlichem Wert und unverletzlicher Würde, unbedingt zu achten und zu lieben, über alle seine biologischen Eigenschaften und sozialen Zugehörigkeiten hinaus: Das ist die christlich-religiöse Deutung vom Geschenk des Lebens, die die Taufansprache als Dank an Gott zur Sprache bringt und mit der sie der Freude der Eltern, dem Grundgefühl ihrer Dankbarkeit, Worte gibt. Zugleich sind da Ängste angesichts der ungewissen Zukunft, ein Bewusstsein um die Grenzen menschlicher Möglichkeiten. Wir haben nicht alles in der Hand, auch nicht, dass das Leben unseres Kindes gelingen wird. Deshalb spricht die Taufpredigt von Gottes Begleitung, seiner schützenden und segnenden Hand, geht der Dank über in die Bitte um Gottes Segen.⁷

Ähnlich bei allen anderen Kasualgottesdiensten.⁸ In Aufnahme des biblisch-dogmatischen Deutungspotentials sind die lebensgeschichtlichen Erfahrungen, dann die Empfindungen und Gestimmtheiten der Freude, der Dankbarkeit, der Sorge, der Angst, der Verzweiflung und der Klage aufzunehmen und in die christlich-religiöse Sinnerfahrung, die ein Leben mit Gott gewährt, hineinzustellen. Entscheidend ist, dass die Rede von Gott, seinem schöpferischen, rechtfertigenden und erlösenden Handeln, sich überführen lässt in die Deutung der Erfahrungen und Erwartungen, die uns in unserem Leben bestimmen. Denn religiöse Deutung ermöglicht, dass wir uns zu den Kontingenzen des Lebens, in erster Linie zu seinem Gegebensein überhaupt, auch verhalten können. Die christlich-religiöse Lebensdeutung lässt uns die Kontingenzen des Daseins in ein umfassendes Sinnganzes einbezogen und im Glauben, der vertrauensvollen Beziehung zu Gott, aufgehoben finden.

7. Protestantische Signaturen kirchlicher Bildungsarbeit

Kirchliche Bildungsarbeit als Anstoß zu individueller religiöser Selbstbildung und Lebensdeutung zu begreifen, schärft zugleich ihr protestantisches Profil. Der Protestantismus hat sich immer wieder in ein konstruktives Verhältnis zu den Individualisierungs- und Pluralisierungseffekten der modernen Kultur versetzt. Vor allem die liberalen Kulturprotestanten um 1900 haben dem Protestantismus dazu verholfen, dass er das Christentum mit der modernen Individualitätskultur nicht nur verträglich zu machen versucht hat, sondern sogar zu einer ihrer treibenden Kräfte geworden ist.⁹ Die liberalen Kulturprotestanten mussten sich freilich bereits

7 Vgl. Peter Cornehl, Art.: Taufe VIII. praktisch-theologisch, in: TRE 31, Berlin/New York 2001, S. 734–741. – Ders., »Mit allen Wassern gewaschen«? – Mit zu vielen Klischees getauft! Integrative Taufpraxis, alte und neue Tauflieder, in: Arbeitstelle Gottesdienst 19, 2005, S. 4–21.

8 Vgl. Kristian Fechtner, Kirche von Fall zu Fall. Kasualpraxis in der Gegenwart – eine Orientierung, Gütersloh 2003. – Wilhelm Gräß, Religion als Deutung des Lebens. Perspektiven einer Praktischen Theologie gelebter Religion, Gütersloh 2006.

9 So besonders energisch Ernst Troeltsch, z.B. in einem Vortrag vor dem Badischen Wissenschaftlichen Predigerverein 1910: Religiöser Individualismus und Kirche, in: ders., Gesammelte

mit dem Vorwurf auseinandersetzen, dass der von ihnen favorisierte religiöse Individualismus doch zum Totengräber der Kirche werden könnte. Er zerstört, so wurde behauptet, die kirchliche Gemeinschaft, den Zusammenhalt in der Gesellschaft überhaupt. Die liberalen Kulturprotestanten haben sich immer wieder viel Mühe gegeben, diesen Vorwurf zu entkräften. Sie konnten sich dabei auf das reformatorische Verständnis von der Kirche berufen, für das die Unterscheidung von sichtbarer und unsichtbarer Kirche ebenso kennzeichnend ist wie die Lehre vom Priestertum aller Gläubigen und dem kirchlichen Amt, dem im Gegenüber zur Gemeinde die Verkündigung des Evangeliums und die Darreichung der Sakramente obliegt.¹⁰

Sichtbar ist die Kirche nach reformatorischem Verständnis in der und als die Gemeinschaft der Heiligen bzw. Gläubigen (*Congregatio sanctorum*), in der das Evangelium recht gepredigt und die Sakramente ordnungsgemäß dargereicht werden (CA VII).¹¹ Unsichtbar ist die Kirche, weil von der Gemeinschaft der Heiligen bzw. Gläubigen, die zur Predigt und zum Sakramentsempfang, d.h. zur gottesdienstlichen Versammlung zusammenkommt, nicht auf den Glauben der Individuen, der ein innerliches Beteiligtsein an der Kommunikation des Evangeliums und ein individuelles Vertrauensverhältnis zu Gott ist, zurück geschlossen werden kann. Niemand kann dem anderen ins Herz sehen. Niemand soll dies deshalb auch tun wollen. Dann nur macht sich die evangelische Freiheit auch in der Kirche bemerkbar.

Wort und Sakrament sind – so kann man dann auch sagen – die sichtbaren Faktoren der sichtbaren, historisch verfassten Kirche, die zugleich als die unsichtbare Gemeinschaft der Glaubenden – somit auch vereinbar mit einer Vielfalt sichtbarer Gemeinschaftskreise – existiert. Die Gemeinschaft der Christen muss sich am Leitfaden der Unterscheidung von sichtbarer und unsichtbarer Kirche gerade nicht in einer bestimmten Organisationsform, z.B. in der sichtbaren Gemeinschaft der einen Kirche, realisieren. Die unsichtbare Gemeinschaft der Glaubenden kann auf die sichtbare, historische Organisationsform zwar nicht verzichten und eine reine Geistgemeinschaft sein wollen, aber konstitutiv für die (vielfältige) Gemeinschaft der Glaubenden, dafür, dass diese entstehen kann und erhalten bleibt, ist allein die sichtbare Erfüllung der Grundfunktionen von Wort und Sakrament, somit die Kommunikation des Evangeliums. Der Zweck der sichtbar institutionalisierten Kirchenorganisation, so könnte man auch sagen, ist kein Selbstzweck. Es braucht die Kirche lediglich als historisch konkrete, institutionalisierte Instanz der Bildung desjenigen am Ort der Individuen wirklichen

Schriften II, Zur religiösen Lage, Religionsphilosophie und Ethik, Tübingen ²1981 = Aalen 1981, S. 109–133.

10 Zur »Kirche nach den Bekenntnisschriften« und zur »ekkesiologischen Grundformel der *Confessio Augustana*« in CA VII vgl. die präzise Darstellung durch Reiner Preul, *Kirchen- theorie. Wesen, Gestalt und Funktionen der Evangelischen Kirche*, Berlin/New York 1997, S. 72–96.

11 Vgl. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, hg. im Gedenkjahr der Augsburgischen Konfession 1930, Göttingen ⁹1982.

Glaubens zu sein, den diese dann in der Vielfalt ihrer Lebensbezüge und damit auch in der Pluralität unterschiedlicher religiöser Assoziationen und Gemeinschaften leben.

Das schließt keineswegs aus, was zu betonen den liberalen Kulturprotestanten immer wichtig war, dass es auch in der Evangelischen Kirche das Amt braucht, Leitungsstrukturen, sodann eben die Organisation sichtbaren Kircheninstitutionen. Nach reformatorischem Verständnis hat der Glaube eine äußere und eine innere, bzw. eine objektive und eine subjektive Seite. Nach seiner inneren, subjektiven Seite wird er unvertretbar am Ort des individuellen Subjekts als Vertrauensverhältnis zu Gott vollzogen, kann er deshalb zugleich viele frei fließende Assoziationen und Gemeinschaftsverhältnisse eingehen. Nach seiner äußeren, objektiven Seite bleibt er auf die Bildungsinstitution der Kirche, die öffentliche und ordnungsgemäße Kommunikation des Evangeliums bzw. der Inhalte des Glaubens durch das Predigtamt angewiesen. Wie CA V festhält, ist das Predigtamt aufgrund dieser instrumentellen Funktion für die sichtbare Kircheninstitution unverzichtbar. Das Predigtamt hat die Vermittlung des Glaubens nach seiner äußeren, objektiven Seite zu leisten. Wer Predigt bzw. überhaupt das Evangelium zu kommunizieren hat, muss die biblische Überlieferung so in ihrem Gegenwartsbezug auslegen, dass die einzelnen Menschen Anstöße für ihre religiöse Selbstbildung gewinnen und so dann auch den Glauben, die vertrauensvolle Gottesbeziehung – so Gott will – erlangen. Dass sie den Glauben innerlich, als Vertrauensverhältnis zu Gott, vollziehen, bleibt das Werk des Hl. Geistes, bzw. ist unvertretbar an den innerlichen Vollzug des Glaubens, der sich nicht als sein eigenes Werk verstehen kann, gebunden. Die äußere Voraussetzung dafür, dass der innere Vollzug des Glaubens ans Evangelium realisiert wird, ist jedoch dessen sachgerechte Kommunikation. Dass sie gewährleistet ist, dafür hat die sichtbare Kircheninstitution in erster Linie zu sorgen.

8. Kirchliche Bildungsverantwortung: Professionelle Kompetenz in Lebenssinnfragen

Die Bildungsverantwortung der evangelischen Kirche verlangt nicht, den Individuen die Selbstverantwortung für die Lebensführung abzunehmen, schon gar nicht, Macht zu gewinnen über andere Menschen. Und ihr Ziel sollte es auch nicht sein, »Gemeinde bauen« zu wollen. Gerade letzteres würde religiöse Bildung kirchlich funktionalisieren, die Kirche somit gerade nicht als Institution der Freiheit, sondern als Ort missionarischer Vereinnahmung zur Erfahrung bringen. Wer die kirchliche Bildungsverantwortung Ernst nimmt, hat darauf zu sehen, dass die kontinuierliche, verlässliche, kompetente Darstellung und Vermittlung des Evangeliums gewährleistet ist. Im Kontakt mit der differenzierten Gegenwartskultur gilt es die Sprache zu finden, die auf der Basis von Schrift und Bekenntnis elementare, nachvollziehbare Antworten auf existentielle Sinnfragen möglich macht, Antworten auch, die den verschiedensten kritischen Einwänden standzuhalten vermögen.

Ohne die eigene persönliche Überzeugung geht es ebenfalls nicht. Von denen, die die Religion zum Beruf haben, wird erwartet, dass sie ihre eigene christliche Überzeugung auf verständliche, überzeugende, in einer für andere hilfreichen Weise zur Sprache bringen können. Die geistliche Kommunikation des Evangeliums lässt Gläubigen und Zweiflern den Glauben verständlicher werden. Sie kann plausibel machen, dass unser Leben durch den Glauben eine sonst nicht zu gewinnende Sinnerfüllung erfährt.

Die fortgesetzte Aufgabe kirchlicher Bildungsarbeit ist es daher, vom Glauben in der Sache klar und zugleich mit persönlicher Überzeugungskraft zu reden, dass deutlich wird: Es geht nicht darum, etwas glauben oder akzeptieren zu müssen, was nicht einleuchtet und dem ich mit meiner Lebensführung nicht folgen kann. Es geht auch nicht darum, seinen Glauben in der Zugehörigkeit zu einem bestimmten gemeindlichen Milieu zu leben. Nein, im Glauben an den Gott des Evangeliums geht es darum, dass ich mich selbst in christlicher Freiheit zu allen Dingen des Lebens, den Erfahrungen des Glücks und der Not, in Deutungen verhalten kann, die auf Gott, den Sinn des Ganzen, ausgreifen. Glauben heißt diese Gewissheit gewinnen, dass es im Gott des Evangeliums einen lebendigen Sinn des Ganzen gibt. In den Erfahrungen unbedingten Vertrauen-Könnens und Gehalten-Seins ist solcher Glaube emotional erlebbar. Er lässt sich nicht demonstrieren. Aber gerade die Bild-Sprache der Bibel kann ihn evozieren. Dann spricht das »Wort Gottes« unmittelbar zu bedrängten Seelen.

Die für kirchliche Bildungsarbeit Verantwortlichen verhalten sich auf theologische Weise kompetent und zugleich persönlich glaubwürdig, wenn sie so agieren, dass der Glaube die Chance hat, in den einzelnen Menschen immer wieder geweckt und bestärkt zu werden – sie die Konsequenzen im Leben aber, die Wahl der Gemeinschaft auch, die die Individuen mit anderen suchen, diesen selbst überlassen.